



Leseprobe

Monika Helfer

Die Bar im Freien

Aus der Unwahrscheinlichkeit der Welt

ISBN: 978-3-552-06190-3

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06190-3>

sowie im Buchhandel.

VERBRECHERKARTEI

Kleiner Mann

Ich stopfe meinen Müll in den Container, mein Fahrrad steht daneben. Ein kleiner Mann kommt zu mir. Ich kenne ihn. Er geht am Morgen zur *Beschützenden Werkstätte*, und am Abend kehrt er zurück nach Hause.

Kleiner Mann: »Ich habe dich schon ein paar Mal da gesehen.«

»Ich dich auch.«

Kleiner Mann: »Warum schraubst du die Flasche auf?«

»Weil ich den Verschluss zum Metall werfe und die Flasche, weil sie weiß ist, zum weißen Glas.«

Kleiner Mann: »Die Flasche ist durchsichtig.«

»Das stimmt. Es gibt bunte Flaschen, braune, grüne, und es gibt durchsichtige Flaschen. Die Durchsichtigen sind die Weißen.«

Kleiner Mann: »Aha. Ich habe einen Schirm.«

»Schön dein Schirm, schön groß.«

Kleiner Mann: »Es regnet aber nicht.«

»Stimmt. Du hast einen Schirm, weil es zum Regnen anfangen könnte. Es sieht ganz danach aus. Schau, die dunklen Wolken!«

Kleiner Mann: »Wenn es regnet, spanne ich den Schirm nicht auf.«

»Warum das? Da wirst du doch nass, und der Schirm kann dich vor der Nässe schützen, und wenn man nass ist und durchnässt, kann man leicht krank werden.«

Kleiner Mann: »Ich spanne den Schirm nicht auf, weil er neu ist.«

»Hast du Angst, dass er kaputtgehen könnte?«

Kleiner Mann: »Wenn ich ihn nicht aufspanne, wird er nicht kaputt.«

»Da hast du recht. Dann könntest du ihn aber gleich zu Hause lassen.«

Kleiner Mann: »Wenn ich ihn zu Hause lasse, fragen mich die Leute, ob ich keinen Schirm habe.«

Es fängt zu regnen an. Ich steige vom Rad und gehe zu dem kleinen Mann und sage: »Komm, ich spanne dir den Schirm auf. Ich verspreche dir, er wird nicht kaputt. Ein Schirm ist dazu da, dass er aufgespannt wird, wenn es regnet, sonst bräuchte man ja keinen Schirm.«

Kleiner Mann: »Du hast ja auch keinen Schirm.«

»Ich habe mein Fahrrad.«

Kleiner Mann: »Das schützt dich nicht vor Regen.«

»Stimmt. Aber ich kann mit dem Schirm nicht gut Fahrradfahren.«

Kleiner Mann: »Fahr einfach ganz schnell durch den Regen, dann wirst du auch nicht nass. Was machst du, wenn du hier fertig bist?«

»Ich fahre auf den Friedhof, und dann fahre ich zur Apotheke, dort stelle ich mein Rad ab, und dann gehe ich auf den Schlossberg.«

Kleiner Mann: »Warum auf den Friedhof?«

»Einen Grabbesuch machen.«

Kleiner Mann: »Bringst du etwas mit?«

»Ich wechsele die Kerzen aus. Die alten werfe ich weg, und die neuen zünde ich an.«

Kleiner Mann: »Hat es Schnee auf dem Schlossberg?«

»Nein. Da ist alles grün. Vorgestern haben noch Kühe auf der Wiese geweidet.«

Kleiner Mann: »Warum hast du dann deine Schistöcke auf dem Gepäckträger?«

»Das sind Wanderstöcke, die nehme ich, weil meine Knie nicht mehr so gut funktionieren.«

Kleiner Mann: »Weil du schon alt bist?«

»Ja, wahrscheinlich deshalb.«

Kleiner Mann: »Hast du eine Uhr?«

»Nur an der Wand in der Küche zu Hause, für das Handgelenk habe ich meine Firmuhr. Die ist zehn Jahre jünger als ich. Aber die zieh ich nie an.«

Kleiner Mann: »Tickt deine Uhr noch?«

»Das weiß ich gar nicht, weil sie nämlich in meiner Schreibtischschublade liegt. Heute hat man ja Uhren, die mit Batterie betrieben werden. Oder mit Sonne.«

Kleiner Mann: »Mit Sonne? Schenkst du mir deine Uhr, wenn du sie nicht brauchst?«

»Es ist eine Damenuhr.«

Kleiner Mann: »Dann nützt sie mir nichts. Gute Nacht.«

»Gehst du jetzt schon ins Bett?«

Kleiner Mann: »Nein, das nicht, aber wir sehen uns erst morgen wieder, und da liegt die Nacht dazwischen.«

Nie mehr heiraten!

Nojud Ali, eine Jemenitin, wurde mit zehn Jahren vom US-Magazin *Glamour* zur Frau des Jahres 2008 gewählt. Sie ist ein schönes Kind, mit Haaren wie Lack, sie trägt ein Seidenkleid, das ihr die freundlichen Menschen gekauft haben, eine Kette mit Glitzersteinen und amerikanische Sportschuhe.

Ich führe mit ihr und ihrer Betreuerin folgendes Gespräch: »Nojud, darf ich ein paar Fragen an dich stellen? Ist Nojud dein Vorname? Mit Glamour hat deine Geschichte wohl nichts zu tun?«

Nojud: »Nojud mein Name, was Glamour ist, weiß ich nicht.«

»Du bist ausgewählt worden«, sage ich, »weil du deinem dreißig Jahre älteren Ehemann davongelaufen bist. Das war mutig von dir.«

Nojud: »Meine Tante hat mir geholfen. Sie hat mich in einen Bus gesetzt, und ich bin zum Gerichtsgebäude in die Hauptstadt Aden gefahren. Einmal habe ich ein bisschen Glück gehabt.«

Frage an die Betreuerin: »Nojud ist von ihrem Vater zwangsverheiratet worden. Sie ist vor ihrem Ehemann geflohen, weil er sie vergewaltigt und misshandelt hat. Was kann ich Nojud fragen?«

Betreuerin: »Sie können alles fragen, was man ein zehnjähriges Kind fragen kann.«

»Nojud, sag mir, was ist das bisschen Glück, das du gehabt hast?«

Nojud: »Der Richter war geduldig und hat mich zu sich nach Hause genommen, eine weiße Katze hat bei mir im Bett geschlafen. Es gab gute Leute, die sich um mich gekümmert haben. Eine Bürgerrechtsbewegung übernahm die Kosten

für meine Scheidung. Man hat mir neue Kleider gekauft, dieses da. Gefällt es dir? Und ich bekam Kuschtiere geschenkt, die ich aber alle gleich in meine Tasche gesteckt habe. Die möchte ich meinen Geschwistern mitbringen.«

Frage an die Betreuerin: »Nojuds Vater behauptet, er habe kein Geld für die Verheiratung bekommen und der Mann habe ihm versprochen, Nojud erst nach der Geschlechtsreife anzurühren.«

Betreuerin: »Beides entspricht nicht der Wahrheit. Der Mann bestreitet das Versprechen, das Kind in Ruhe zu lassen, bis es zur Frau geworden ist. Was kann er bis dahin mit ihr schon anfangen? Haushaltshilfe, gut, aber für die würde er nicht so viel zahlen. Und gezahlt hat er. Nojuds Vater ist ein Bettler, er hat sechzehn Kinder, er ist ein Landflüchtling, er weiß nicht einmal, wie das Wasser in der Stadt funktioniert. Inzwischen weiß er es. Aber es hat ihm niemand bringen dürfen, den er nicht respektiert. Das war schwierig, weil er am Anfang niemanden in der Stadt respektiert hat. Er begründet die Verheiratung Nojuds mit einer Stammesfehde. Niemand versteht das genau, weil nichts Genaues gesagt werden darf. Eine seiner Töchter wurde entführt und entehrt, und eine andere kam ins Gefängnis.«

»Was hat das mit Nojud zu tun?«, frage ich. »Sie ist doch auch seine Tochter?«

Betreuerin: »Im Jemen wiegen die Traditionen schwerer als staatliche Rechte. Und eine Tochter, was ist eine Tochter? Ja, ja, das ist schwer zu verstehen für eine Europäerin wie Sie. Der Sieg über den Kommunismus hat die Dihadisten gestärkt.«

Frage an die Betreuerin: »Was für Konsequenzen hat Nojuds Fall?«

Betreuerin: »Kurz nach Bekanntgabe ihres Schicksals gab es Folgebeispiele. Ein neunjähriges Mädchen, das jetzt eben-

falls geschieden ist. Aber nicht immer sind die Gerichte auf der Seite der Opfer.«

Frage an Nojud: »Ich habe gehört, du möchtest wieder bei deiner Familie leben?«

Nojud: »Ja. Aber ich werde nie mehr heiraten. Ich könnte Ärztin werden, wenn ich will, hat mir eine freundliche Frau von den NGOs gesagt. Ich müsste zur Schule gehen und fleißig lernen.«

»Ja, aber dann musst du wieder von zu Hause weg«, sage ich.

Nojud: »Ich weiß nicht. Ich bin erst zehn Jahre alt.«

»Nojud, du hast einen Wunsch frei«, sage ich.

Nojud: »Eine schneeweiße Katze, so eine wie sie der weise Richter gehabt hat. Wenn sie Junge bekommt, darf ich mir eines aussuchen. Er sagt, er kann allerdings nicht versprechen, ob das Junge schneeweiß sein wird wie seine Mutter.«

Ich bedanke mich bei Nojud und der Betreuerin für das Gespräch.

Verbrecherkartei

Ich fahre mit dem Rad über die kleine Brücke. Vom Rosenplatz kommen mir drei Buben entgegen, Alter circa zehn bis zwölf Jahre. Oder auch jünger. Sie stellen sich vor mich hin.

Erster Bub: »Du fährst jeden Tag zu verschiedenen Zeiten über die Brücke.«

»Ja und?«

Zweiter Bub: »Dann fährst du zum Friedhof.«

»Ist das verboten?«

Dritter Bub: »Dann stellst du dein Rad bei der Apotheke ab und gehst auf den Schlossberg.«

»Ist das ein Verhör?«

Erster Bub: »Wir hätten nur ein paar Fragen an dich.«

»Was muss ich tun?«

Zweiter Bub: »Wir brauchen deinen Fingerabdruck.« Er zieht ein kleines Stempelkissen und ein Heft aus seinem Hosensack.

Dritter Bub: »Bitte, den Daumen einmal ins Stempelkissen und dann auf diese Seite hineindrücken.«

Ich tu, worum ich gebeten worden bin. »Was ist das für ein Heft?«, frage ich.

Erster Bub: »Das ist eine Verbrecherkartei.«

»Sind außer meinem auch noch andere Fingerabdrücke in dem Heft?«

Der dritte Bub blättert zurück. Ich sehe zwei Fotos, eines von vorne aufgenommen, eines von der Seite, darunter eine Unterschrift. »Wer ist das?«

Zweiter Bub: »Das ist mein Onkel. Ihn haben wir auch erfasst. Er heißt Serafettin Erbeyram.«

Erster Bub: »Meine Mama kommt auch noch dran.«

Dritter Bub: »Mein Papa auch und mein Taufpate auch.«

»Und dann sucht ihr auch Leute von der Straße, die ihr nicht kennt, wie mich zum Beispiel?«

Erster Bub: »Wir wissen, dass du Monika heißt und jeden Tag zu verschiedenen Zeiten über die Brücke fährst.«

»Das heißt dann für mich, dass ihr auch ein Foto von mir braucht, eines von vorne, eines von der Seite, also zwei?«

Dritter Bub: »Dann solltest du bitte deine Kapuze kurz herunterziehen.«

»Habt ihr den Fotoapparat dabei?«

Erster Bub: »In meiner Schultasche, die liegt auf der Bank beim Spielplatz. Ich hol sie schnell.«

Zweiter Bub: »Inzwischen könntest du deine Unterschrift unter deinen Fingerabdruck setzen. Da ist ein Kugelschreiber.«

»Warum fragt ihr nicht eure Schulkollegen und Freunde, ob sie mitspielen?«

Dritter Bub: »Kinder können keine Verbrecher sein. Es ist kein Spiel.«

Zweiter Bub: »Der Bürgermeister kommt auch noch dran. Ja, und auch die beiden Brüder, denen der Gemüseladen gehört. Die sind mit mir verwandt. Die kommen auch dran.«

»Wer hat die Idee gehabt zu dem Spiel?«

Der zweite Bub zeigt auf den ersten Bub, der mit seinem Schulrucksack daher kommt. Der zieht einen Fotoapparat heraus.

»Halt!«, rufe ich.

Zweiter Bub: »Sie hat unterschrieben. Drück ab!«

Erster Bub schaut auf meine Unterschrift: »Was heißt das?«

»Monika Schwalb«, antworte ich.

Erster Bub: »Der Familienname ist eindeutig falsch.«

»Woher wisst ihr das?«

»Er ist eindeutig falsch«, fährt er mich an und tritt gegen mein Vorderrad. »Er ist falsch, er ist falsch!«

Dritter Bub: »Wir haben Verbindungsleute. Und es ist kein Spiel!«

Erster Bub: »Wir brauchen den richtigen Familiennamen, sonst nützt das alles nichts. Würdest du jetzt bitte die Kapuze herunterziehen und uns deinen richtigen Familiennamen draufschreiben!«

»Ich ziehe meine Kapuze nicht herunter«, sage ich, »und ich schreibe auch nicht den richtigen Familiennamen.«

Zweiter Bub: »Es ist nicht richtig, wenn du alles falsch machst!«

Gestern hat jemand bei meinem Fahrrad die Reifen gestochen. Beim Hinterrad und beim Vorderrad.

Illegal

»Ich heiße Saba und stamme aus Marokko. Ein Student nahm mich aus Anstand zur Frau, so dass ich nun keine Illegale mehr bin. Er war der zweite gute Mensch, dem ich in der Fremde begegnet bin.

Sicher habe ich noch viele Fehler. Meine Haare wachsen dicht und kraus, und ich habe zuviel davon, die Hälfte würde mir genügen. Meine Eltern sind Berber, das tätowierte Gesicht meiner Mutter erscheint mir im Schlaf. Die kranken Augen meines Vaters sind ein finanzielles Problem. Ich habe vier Geschwister, zwei Brüder, die faul sind wie nas- ses Holz. Meine zwei Schwestern bedienen den Vater und die Brüder. Alle leben sie in einer provisorisch gezimmerten Htte ohne Wasser und Strom. Ich wusste von einem Tag auf den andern, dass ich mein Dorf verlassen musste. Man sieht mir meine Willenskraft nicht an. Ich wirke eher scheu. Ich bin zurückhaltend, aber nicht ängstlich. Ich besuchte in Marokko nie die Schule, es hat keinen Sinn zur Schule zu gehen. Besser man liegt zu Hause herum und schaut in den Himmel. Man lernt nämlich in Wahrheit nichts. Die Lehrer sind tätig, ohne zu arbeiten. Sie spielen Karten. Ich kann in meiner Sprache weder schreiben noch lesen. Mit fünfzehn nahm mich eine Hebamme mit in die nächste Stadt und stellte mich einer Diplomatenfamilie vor.

Eine staatliche Überprüfung ist nicht auszuschließen. Es kann passieren, dass man schauen will, ob ich wirklich mit

dem Studenten lebe, der jetzt übrigens ein praktischer Arzt geworden ist. Ich wohne mit zwei Freundinnen in einer Wohngemeinschaft, bin westlich gekleidet und habe zwei Paar Plateauschuhe, beide schwarz. Ein Paar ganz neu. Der Arzt wohnt mit einer Frau zusammen, die wiederum einem Illegalen zur Menschenwürde verholfen hat. Das sind zwei wirklich gute Menschen. Ich muss offiziell drei Jahre mit dem Arzt verheiratet sein, dann können wir uns scheiden lassen.

Der erste gute Mensch war die Schwester des Diplomaten. Sie sah mich in den herrschaftlichen Damastvorhang weinen. Gleich krepelte sie ihre Ärmel auf. Ihr habe ich einen Platz in einer Organisation zu verdanken, in der ich normal behandelt wurde. Mit normal meine ich, dass es mir erlaubt war, eigene Gedanken nicht nur zu denken, sondern auch auszuführen. Die Diplomaten nämlich hatten mir das Ausgehen verboten. Kost und Logis waren der Gegenwert für meine Arbeit auf dem Fußboden. In der Organisation ergab sich die Möglichkeit, eine deutsche Abendschule zu besuchen. Tagsüber arbeitete ich in der Post, Abteilung kleine Pakete. Mir gelang der Hauptschulabschluss, worauf ich stolz bin und das auch sein kann, weil es nämlich eine Schinderei war. Nie hatte ich meinen Kopf so angestrengt. Ich liebe dieses gescheite Gefühl. Ich kann jetzt in Deutsch schreiben, in meiner Heimatsprache nicht. Einen Großteil meines Geldes schicke ich an meine Eltern. Der Vater kann bald am Grauen Star operiert werden, dann bin ich seine Wohltäterin. Gefällt mir gut, dieser Gedanke. Macht mich richtig stolz.

Als ich zum ersten Mal meine Eltern besuchte, wurde ich wie eine Königin empfangen. Sie legten mir einen Teppich vor die Füße, und mir war erlaubt zu tun, was sonst der Vater tat. Alle warteten auf meine Befehle.

In einem Monat vollende ich mein 20. Lebensjahr. Ich genieße mein Leben in vollen Zügen, das ist eine Redewendung, die ich gern verwende. Sie macht mir gute Laune.«

Der Vogel

Ich kenne die alte Frau K. nur vom Sehen, vom Hören, wenn sie den Namen ihrer Katze ruft: »Miezle, Miezle!« Vor ein paar Tagen, als ich mit dem Rad an ihr vorbeigefahren bin, hat sie *mir* nachgerufen.

Alte Frau: »Bitte, stehenbleiben!«

»Kann ich etwas für Sie tun?«

Alte Frau: »Da!« Sie zeigte mit ihrer Hand auf ein zerknülltes Taschentuch am Straßenrand. »Helfen Sie ihm auf! Er ist verletzt und kann nicht mehr fliegen.«

Ich hob das Taschentuch auf, als wär's ein Vogel und warf es mit Schwung ins Gebüsch.

Alte Frau: »Jetzt ist er gerettet.«

Gestern saß sie am Straßenrand. Ich blieb stehen. »Sind Sie hingefallen?«

Alte Frau: »Hilf mir!«

Ich stellte mein Rad zur Seite und fasste sie an beiden Händen. Sie war so leicht und mein Schwung so heftig, dass wir beide beinahe umgekippt wären. Ich konnte uns gerade noch ausbalancieren. Ich führte sie zu ihrem Haus. Die Tür war nur angelehnt.

Alte Frau: »Ins Schlafzimmer, da!«

Ein Geruch schlug mir entgegen, dass ich mich sehr zusammennemen musste. Ich hielt den Atem an.

Alte Frau: »Aufs Bett!«

Ich hob sie auf die Matratze, es war, als ob die Zeit stehen-
geblieben wäre, so langsam ging alles. Sie klopfte mit ihrer
dürren Hand neben sich auf das Federbett. Also setzte ich
mich neben sie. Sie zeigte mit ihrer dürren Hand auf ihre
Haare, die zu einem Knoten gebunden waren.

Alte Frau: »Aufmachen!«

Ich löste ihr die Haare, sie fielen dünn über ihre Schultern,
weit den Rücken hinunter. Sie jammerte.

»So lange Haare haben Sie«, sagte ich. Und dachte, wenn
sie schon gestorben sein wird, werden ihre Haare noch eine
Zeitlang weiterwachsen.

Alte Frau: »Sie kosten fünfzig Schilling, aber ich verkaufe
sie nicht.«

»Will jemand Ihre Haare kaufen?«

Alte Frau: »Der Frisör, aber ich gebe sie nicht her.«

»Müssen Sie auch nicht.«

Ich schob die Vorhänge beiseite und öffnete beide Fens-
terflügel. Sehr kalte Luft strömte ins Zimmer. Ich legte
der Frau die gelbe Wolldecke um die Schultern. Da hörte ich
die Haustür. Eine Stimme rief: »Frau K., wo sind Sie?« Eine
Krankenschwester stand vor uns.

Die Krankenschwester sagte zu mir: »Tut mir leid, ich
habe mich ein wenig verspätet, gut, dass Sie schon da sind.«

Frau K. jammerte wieder.

Krankenschwester: »Ihr tut alles weh, und dann jammert
sie, und wenn ihr nichts weh tut, jammert sie auch. Da haben
Sie keinen leichten Job.«

»Ich glaube, Sie verwechseln mich«, sagte ich. »Ich habe
Frau K. lediglich ins Haus begleitet.«

Krankenschwester: »Dann sind Sie gar nicht die neue
Pflegerin? Die müsste nämlich jetzt hier sein. Ich habe mich
schon gewundert über Sie. Eine Pflegerin in Militärhosen
und Bergschuhen.«

»Ich wollte gerade meine Wanderung machen, da ist mir Frau K. dazwischengekommen«, sagte ich.

Krankenschwester: »Und was mache ich jetzt, wenn die Pflegerin nicht da ist, ich habe gleich einen wichtigen Termin. Können Sie nicht warten? Es wird sicher nicht lange dauern. Ich rufe einmal im Büro an.«

Sie telefonierte mit dem Handy. Ich schloss das Fenster und zog die Vorhänge vor. Sie waren braun und ließen das Zimmer ungepflegt erscheinen.

Krankenschwester: »Die Pflegerin ist schon auf dem Weg. Sie können gehen, danke.«

Ich verabschiedete mich ohne Händeschütteln, weil ich dachte, Frau K. tut das vielleicht weh an den Nerven, und der Krankenschwester wird es egal sein, wenn wir uns nicht berühren.

Die alte Frau rief mir nach: »Sie hat mein Kissen gestohlen!«

Der Nächste, bitte!

Vor meinem Bett stehen Menschen. Sie warten, bis ich endlich meine Augen aufmache. Zuvorderst eine Zigeunerin mit einem kleinen Mädchen an der Hand. Es hat einen Kopfverband, man sieht das durchgesickerte Blut.

Zigeunerin: »Ich warte bereits seit Mitternacht. Ich wollte die Erste sein. Wenn ich nicht die Erste bin, bin ich die Letzte. Man hat unser Haus niedergebrannt. Wir sind aus dem Haus geflohen. Da hat man hinter uns her geschossen. Man hat meinen Mann und meinen Sohn erlegt. Wie man Tiere erlegt.«

»Setzen Sie sich!«, sage ich. »Ich rufe eine zuständige Stelle an.«

Zigeunerin: »Nicht anrufen! Du helfen!«

Ich sage: »Der nächste, bitte!«

Eine Frau mit Föhnfrisur steht vor mir.

Frau: »Man hat mir meine Geldtasche gestohlen.«

»Wer ist man«, frage ich.

Frau: »Da kommen viele in Frage, die mir nicht gefallen. In der Geldtasche war alles, ein Foto von meinem Lieblingskind, hundert Euro.«

»Da sind Sie bei mir falsch«, sage ich. »Gehen Sie zum Fundamt! Erst zum Fundamt, dann zur Polizei.«

Ein Mädchen mit einem roten Wintermantel steht vor mir. Sie hält vier Finger in die Höhe, den Daumen nach innen gebogen. (So haben wir vor fünfzig Jahren aufgezeigt.)

Kind: »Ich muss aufs Klo. Warum hat das Mädchen da vorne einen Kopfverband?«

»Weil auf das Kind geschossen worden ist«, sage ich.

Kind: »Darf man eigentlich auf Kinder schießen?«

»Man darf auf gar nichts schießen, das lebt«, sage ich. »Wenn ich etwas zu sagen hätte, würde ich mit Strafe alle Gewehre verbieten.«

Kind: »Und die Polizei?« – Pause. – »Ich könnte dem angeschossenen Mädchen eine Puppe von mir schenken, ich hab nämlich siebzehn zu Hause.«

»Der nächste, bitte!«, sage ich.

Ein Hund steht vor mir. Er sieht elend abgemagert aus. »Wem gehört dieser Hund?«, frage ich. Keinem gehört dieser Hund. Und wie man weiß, können Hunde nicht sprechen.

Da steht ein Zigeuner in einem Laden und will sieben Flaschen Coca-Cola kaufen. Er hat zu wenig Geld. Dann nimmt er vier Kilo Zucker.

Zigeuner: »Was kosten vier Kilo Zucker?«

»Wofür brauchst du den Zucker?«, frage ich.

Zigeuner: »Für Zuckerwasser. Coca-Cola ist zu teuer.«

»Wie viele Kinder hast du?«

Zigeuner: »Sieben. Sieben Kinder habe ich, die alle wünschen sich Coca-Cola.«

Ein Mann steht hinter ihm. Er kauft vierzehn Coca-Cola-Dosen.

Zigeuner: »Guter Mann, der zahlt.«

»Der nächste bitte!«

Eine Dame steht vor mir, sagt: »Ich habe Kleider zu verschenken. Keiner will sie haben. Gute einheimische Qualität. Keine Kinderarbeit aus Fernost. Dieser Kamelhaarmantel zum Beispiel, ein Stück von meinem verstorbenen Mann, kostet ein Vermögen.«

Ein Vermögen gerade nicht, will ich sagen, sage ich aber nicht. Ich sage: »Gehen Sie zur Caritas! Da ist man froh über Ihre Spende.«

Mein Mann sagt: »Willst du nicht aufstehen? Frühstück ist fertig. Es ist bereits zehn Uhr.«

»Was steht in der Zeitung?«, frage ich.

Mein Mann: »In Ungarn sind Faschisten durch ein Dorf gezogen und haben Zigeunerhütten niedergebrannt, ein Mann und ein Kind wurden erschossen, ein Mädchen verletzt.«

»Erlegt«, sage ich. »Wie man Tiere erlegt.«

Mein Mann: »Das ist eine Schande. Das ist das erste Pogrom in Europa, seit wir bei der EU sind. Das kann man nicht so hinnehmen.«

»Glaubst du, die Sonne kommt heute noch durch?«, frage ich.

Mein Mann: »Mit Milch oder ohne Milch heute, dein Kaffee?«

»Ohne«, sage ich.

Ich bin taubstumm

Auf meinem Waldweg überholte mich eine Frau. Sie drehte sich um und blieb vor mir stehen. Ihre Augen stachen, der Mund war schmal, das Haar hausfrauenartig geschnitten. Sie erinnerte mich an eine Schauspielerin in dem Fassbinder-Film *Händler der vier Jahreszeiten*, mir fiel ihr Name nicht ein.

Frau: »Haben Sie Angst vor dem Tod? Oder müsste ich sagen: Haben Sie Angst vor dem Sterben?«

»Ihre Frage überfällt mich.«

Frau: »Lassen Sie sich ruhig Zeit.«

»Ob ich Angst vor dem Sterben habe, müssten Sie mich eine Minute vor meinem Tod fragen. Das kann ich jetzt nicht beantworten. Das wäre jetzt so leicht hingegagt.«

Frau (und leicht sagte sie es hin): »Ich habe keine Angst vor dem Tod. Wenn er jetzt kommt, in diesem Moment und ich umfalle, werde ich keine Zeit haben, nachzudenken.«

»Über das Sterben reden und dabei tot umfallen, das gibt es nur im Kino«, sagte ich.

Frau: »Ach, das sagen Sie nur, weil Sie ein schweres Herz haben.«

»Ich will nur genau sein. Bei so einem Thema sollte man genau sein«, sagte ich.

Frau: »Ich habe das aus einer Laune heraus gesagt. Ich bin hinter Ihnen gegangen und habe auf Ihren Rücken geschaut, da ist mir das eben eingefallen. Nichts für ungut.«

»Wer geht jetzt vor«, frage ich, »Sie oder ich?«

Ich verlangsamte meinen Schritt. Mir wäre lieber, wenn ich die Frau von mir weggehen sähe.

Wie das manchmal so ist, passte das Wetter zu unserem Thema, der Nebel lag dicht im Tal, Glocken läuteten eine Be-

erdigung ein. Eine Blaskapelle krachte. Mir fiel ein, dass meine Tochter als Kindergartenkind, wenn die Dorfmusik spielte, das Fenster aufriss und im Takt um den Küchentisch marschierte. Sie wollte nicht, dass wir hinausgehen, dann hätte sie nämlich nicht um den Tisch marschieren können, und sie wollte um den Tisch marschieren und nicht über den Platz.

Und dann trat ich prompt in die Hundescheiße, von der ich ja weiß, dass sie jeden Tag auf diesem Teil des Weges liegt, weil knapp darunter ein Hundebesitzer mit zwei Hunden wohnt, einem braven Blondem und einem Rottweiler. Inzwischen kennen mich die Hunde, und der Klügere von beiden bellt auch nicht mehr, wenn er mich sieht. Wenn ich nachdenke, bin ich nicht in der Lage, mich auf den Dreck zu konzentrieren. So wenig nützt Nachdenken fürs Leben.

Ich hatte Sehnsucht nach einem heißen Kakao. Zuhause spritzte ich die Schuhsohlen mit dem Schlauch sauber. Ich duschte mich, zog mich um und rührte das Pulver in die Milch. Zum Süßen verwendete ich Vanillesirup.

Es läutete an der Tür.

Ein junger Mann, akkurat gekleidet und frisiert, hielt mir einen Zettel vor das Gesicht. Darauf stand: »Ich bin taubstumm.«

Ich bat ihn herein, er blieb an der Treppe unten stehen. Ich suchte meine Geldbörse, fand sie nicht gleich. Ich winkte ihn zu mir herauf. Er kam schüchtern. Ich zeigte auf den Stuhl in der Küche. Er setzte sich. Ich zeigte auf den Kakao. Er nickte. Ich nahm eine Tasse, füllte sie auf und stellte sie vor ihn hin. Ich tat so, als sagte ich: Vorsicht, heiß! Ob ich ihm ein Stück Zopfbrot mit Butter anbieten sollte? Ich stellte die Sachen auf den Tisch, ein Messer dazu, eines für ihn, eines für mich. Wir hielten beide das Messer in der Hand. Wir sahen einander an. Er trank sehr langsam. Dann stand er auf. Ich reichte

ihm das Geld, er ging unsicher die Treppe hinunter, als ob er ein Gehproblem hätte. Das war mir vorher nicht aufgefallen. Ich begleitete ihn zur Tür und reichte ihm die Hand. Er schüttelte sie heftig.

Taubstummer: »Danke.«

Er erschrak und ging eilig davon.

Was wissen wir schon!

Freundin sagt: »Nichts. Wir wissen nichts. Ich sehe die Frau noch lächeln und in die Sonne blinzeln, und dann lese ich die Todesanzeige.«

»Du kannst nicht in ein Herz schauen«, sage ich.

Freundin: »Man hat sie doch geliebt! Hast du die vielen Autos gesehen, die vor der Kirche, vor dem Laden, auf dem Gehsteig, hinunter bis zur Hauptstraße geparkt haben? Alle haben sie gekannt.«

»Ihr Name wird ewig leben«, sage ich. »Ihre Schuhe können ewig leben. Ihre Silberbrosche. Einmal hat sie mir eine Schachtel für meinen Siebenjährigen mitgegeben. Sie hatte Rahmdeckeli für ihn gesammelt. Abgelöst, gewaschen und getrocknet, weil sie sonst bald schlecht riechen.«

Freundin: »Was glaubst du? Kannst du glauben, dass sie ewig leben wird? Sie sieht so hübsch aus auf dem Todesbild, hergerichtet wie für ein Fest, mit einer Silberbrosche am Kragen.«

»Wir wissen ja nichts«, sage ich. »Wir wollen, dass die so Traurig-Fortgegangenen auf uns hernieder schauen, uns gar beschützen, und wenn wir dann selber gestorben sind, wollen wir von ihnen begrüßt werden.«

Freundin: »Alles, was wir sagen, ist schon tausend Mal gesagt worden. Der Satz über die armen Angehörigen. Und: Gerade im Winter, wo es so kalt ist, und gerade im Sommer, wo es so heiß ist. Und: Hätten sie, die so traurig fortgegangen sind, nicht noch eine Weile warten können! Aber: Gibt es einen günstigen Zeitpunkt? Und auch schon hunderttausend Mal ist gesagt worden: Dort, wo sie jetzt sind, haben sie es gut. Glaub doch einfach!«

Gleich, ich wette, kommt der Freund zur Tür herein und sagt, könnt ihr nicht von etwas anderem sprechen? Wer hat Lust auf ein Lachsbrötchen?

Freund: »Was sitzt ihr da so trübsinnig und redet über den Tod? Das Leben dauert länger als der Tod. Reden wir vom Leben. Wer hat Lust auf ein Gläschen Sekt?«

Freundin: »Arbeitest du heute nicht?«

Freund: »Unfreiwilliger Firmenurlaub heißt das, was ich gerade genieße. Hat auch was Gutes. Es gibt nichts Schlechtes, das nichts Gutes hat.«

»Wir sollten einmal wenigstens versuchen, wenn wir reden, über Dinge zu reden, die nicht schon vorformuliert worden sind«, sage ich.

Freundin: »Wie soll das gehen? Wir sind Menschen!«

»Jeder Mensch denkt doch«, sage ich. »Ein Gedanke kommt, ein anderer legt sich darüber. Sag genau, worüber du nachgedacht hast. Mit deinen Worten, ohne die Einleitung. Weißt du, was mich an dir besonders aufregt? Dass du immer, wenn du etwas Banales sagst, zuerst sagst: Was ich jetzt sage, ist wirklich banal. Sag doch einfach, was du denkst! Das fällt uns am schwersten.«

Freund: »Ich zum Beispiel finde nie die richtigen Worte. Mein Wortschatz ist nicht der größte.«

»Sag einfach, was du siehst«, belehre ich. »Da wird ein Loch ausgehoben, die Erde ist lehmig, der Sarg wird in die

Tiefe gesenkt, Schnee fällt darüber. Aus. Den Toten im Sarg, wenn es kalt ist, haben wir warm angezogen, weil es uns Lebende friert. Aus. Wenn es heiß ist, tragen die Toten leichte Sachen, tote Mädchen tragen Sommerkleider und sind barfuß. Aus. Im Winter denken wir Lebenden darüber nach, wie die Toten im Sarg frieren, so leicht bekleidet. Im Sommer denken wir, sie werden es nicht aushalten vor Hitze. Aus. Was müssen Tote aushalten? Entweder sie werden verbrannt oder sie verwesen wie Küchenabfälle auf dem Kompost. Aus. Das will ich sagen. Das sage ich. Aus.«

Freundin: »Grashalme sind zweischneidig wie das Leben. Wirf zwei Schuhe auf den Boden und schau dir an, wie sie liegen, falls du denkst, alles verlaufe in eine Richtung. Richtig so?«

»Es gibt keine Wahrheit«, belehre ich weiter. »Tabus bedeuten nichts. Lass jedem seine Sünde! Eine Frau putzt den sauberen Boden, bis er verschwindet. Kannst du dich an den Tag erinnern, als dein Kind das erste Mal einen kleinen Schritt machte? Ich war glücklich an diesem Tag.«

Der Freund zeigt auf, aber dann drückt er den Finger gegen die Lippen.